

Die Insubordinationen des Wachtmeisters Lerch
Zum Konflikt zwischen Ökonomie und Militär
in Hofmannsthals »Reitergeschichte«

»Warum muß der Wachtmeister Anton Lerch sterben? Warum muß er so sterben? Nicht den Tod, auf den er vorbereitet ist, einen glorreichen Tod vor dem Feind, sondern – niedergeschossen wie ein Hund von der Pistole seines eigenen Kommandeurs, einen schimpflichen, einen unnützen, einen grausamen Tod?« – Mit diesen Fragen beginnt Richard Alewyn seine Deutung¹ von Hofmannsthals 1899 erschienener »Reitergeschichte«² und tatsächlich stellen sie sich unweigerlich. Um sie zu beantworten, muß die Erzählung von Beginn an nach denjenigen Momenten des Ungehorsams und der Insubordination durchsucht werden, die die tödliche Bestrafung des Wachtmeisters durch seinen Kommandeur aus militärischer Sicht möglicherweise rechtfertigen. Begreifen läßt sich das Geschehen jedoch erst, wenn auch die Motive, die verborgenen Wünsche und Begierden hinter den Handlungen der zwei Widersacher aufgedeckt werden. Dann läßt sich in dem exemplarischen Geschehen zwischen Lerch und dem Rittmeister auch ein symbolischer Kampf zweier Ordnungssysteme erkennen, die sich ähneln und einander ergänzen, deren Prinzipien sich jedoch nicht vollends auf das jeweils andere übertragen lassen.

¹ Richard Alewyn: Zwei Novellen. In: Ders.: Über Hugo von Hofmannsthal. Göttingen 1967, S. 78–95, hier S. 79. Zahlreiche Interpreten haben Alewyns Fragen aufgegriffen und sie ebenfalls zum Ausgangspunkt ihrer Interpretationen gemacht, so z.B. Gotthart Wunberg: Der frühe Hofmannsthal. Stuttgart 1965, S. 59; Volker O. Durr: Der Tod des Wachtmeisters Lerch und die Revolution von 1848. Zu Hofmannsthals Reitergeschichte. In: The German Quarterly 45, 1, 1972, S. 33–46, hier S. 33; Wolfram Mauser: Hugo von Hofmannsthal. Konfliktbewältigung und Werkstruktur. Eine psychosozilogische Interpretation. München 1977, S. 101–117, hier S. 102; Otfried Hoppe: Hugo von Hofmannsthal: Reitergeschichte. In: Deutsche Novellen von Goethe bis Walser. Bd. 2: Von Fontane bis Walser. Hg. von Jakob Lehmann. Königstein i.Ts. 1980, S. 49–76, hier S. 50; Mathias Mayer: Hugo von Hofmannsthal. Stuttgart/Weimar 1993, S. 129f.

² Hofmannsthals »Reitergeschichte« wird nachgewiesen nach SW XXVIII Erzählungen 1, S. 39–48. Nicht weiter spezifizierte Seitenzahlen in Klammern beziehen sich auf diese Ausgabe.

Diese beiden Paradigmen, die in der Person des Wachtmeisters Lerch aufeinandertreffen, sind das Militärische und das Ökonomische. Ihr Verhältnis zueinander ist seit jeher eng: Dem Soziologen Auguste Comte gelten Krieg und militärisches Dasein als ursprüngliche und – verglichen mit Arbeit – vorgängige Form der Bedarfsdeckung des Menschen; in der 51. »leçon« seines »Cours de philosophie positive« (1830–1842) etwa schreibt er:

L'invincible antipathie de l'homme primitif pour tout travail régulier, ne lui laisse évidemment à exercer d'autre activité soutenue que celle de la vie guerrière, la seule à laquelle il puisse alors être essentiellement propre, et qui constitue d'ailleurs, à l'origine, le moyen le plus simple de se procurer sa subsistance [...].³

Auch in späteren Epochen sind die ökonomischen Grundakte der Subsistenzsicherung und des Umgangs mit Güterknappheit – in Theorie und Praxis gleichermaßen – eng verwoben mit dem Militärischen: Seit Urzeiten bieten Kriegshandlungen einerseits z.B. durch Eroberung, Plünderung, Beutemachen und Söldnertum Möglichkeiten der individuellen und kollektiven Bereicherung; andererseits kann Militär *vice versa* zur Abwehr solcher Angriffe und Verteidigung der eigenen Wirtschaft dienen, verursacht dabei aber durch Unterhalt, Ausrüstung, Sold etc. Kosten sowohl in Kriegs- als auch in Friedenszeiten.⁴

Die neuzeitliche Reflexion des Verhältnisses von Ökonomie und Militär setzt – insbesondere angesichts und in Gestalt von Finanzierungsproblemen – spätestens bei Leibniz ein, der einigen als Begründer einer »*oconomia militaria*« gilt.⁵ In »Erfordernisse des Kriegswesens« (1681) verfügt Leibniz lakonisch: »Zum Kriegswesen gehören erstlich geld

³ Auguste Comte: *Cours de philosophie positive*. Bd. 4 Paris 1839, S. 715. Vgl. Franz Kernic: *Sozialwissenschaften und Militär. Eine kritische Analyse*. Wiesbaden 2001, S. 24f.; sowie *Militär, Krieg, Gesellschaft. Texte zur Militärsoziologie*. Hg. von Günther Wachtler. Frankfurt a. M./New York 1983, S. 27f. (inkl. der deutschen Übersetzung der Stelle ebd., S. 30).

⁴ Vgl. die Übersicht über verschiedene Modelle und Epochen der Kriegsfinanzierung bei Gregor Richter: *Militär- und Verteidigungsökonomie*. In: *Handbuch Militär und Sozialwissenschaft*. Hg. von Sven Bernhard Gareis, Paul Klein. Wiesbaden 2006, S. 161–170, hier S. 163f. Weitere Aspekte der Interdependenz von Militär und Ökonomie sind z.B. die binnenwirtschaftlichen Effekte von Rüstungsausgaben, globale Auf- bzw. Abrüstung, Reparationszahlungen, Kriegslogistik, Waffenhandel sowie die militärische Erschließung von Ressourcen und Bodenschätzen.

⁵ Vgl. Günter Kirchhoff: *Militärökonomik*. In: *Handbuch zur Ökonomie der Verteidigungspolitik*. Hg. von Günter Kirchhoff. Regensburg 1986, S. 534–541, hier S. 534.

und volck [...].«⁶ Wie sehr sich militärisches und ökonomisches Denken gegenseitig beeinflussen und befruchten, erweist sich z.B. an Clausewitz: In »Vom Kriege« (posthum, 1832) hat der preußische Militärtheoretiker mit seiner Definition des Krieges als »Akt der Gewalt, um den Gegner zur Erfüllung unseres Willens zu zwingen«,⁷ und als »Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln«⁸ grundsätzlich auch wirtschaftliche Motive als Ursache für militärische Handlungen einbezogen; explizit spricht er von der »Ökonomie der Kräfte«.⁹ Einflüsse militärischen Denkens bei Ökonomen wiederum finden sich neben Smith, Marx und vielen weiteren¹⁰ auch bei Hofmannsthals Zeitgenossen Max Weber,¹¹ dessen Beschreibung in »Wirtschaft und Gesellschaft« (postum, 1922) zufolge moderne Industriegesellschaften geprägt sind durch den Prozeß der Rationalisierung, der u. a. ein »Umsichgreifen der Disziplinierung«¹² auch in ökonomischen und politischen Bereichen bewirkt. Diese »rationale

⁶ Gottfried Wilhelm Leibniz: Erfordernisse des Kriegswesens. In: Ders.: Sämtliche Schriften und Briefe. Hg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Vierte Reihe, zweiter Bd. Berlin 1963, S. 598–602, hier S. 598. Vgl. auch Leibniz' weitere, unter Abteilung III desselben Bandes versammelten, militärpolitischen Schriften: Gedanken zum Entwurf der deutschen Kriegsverfassung, ebd. S. 577–593, sowie: Gesetz der Kayser habe einen General, ebd., S. 594–598.

⁷ Carl von Clausewitz: Vom Kriege. Vollständige Ausgabe im Urtext hg. von Werner Hahlweg. Bonn 1973, S. 191f. (Buch I, Kapitel 1, Abschnitt 2. Definition)

⁸ Ebd., S. 210 (I, 1, 24.). Clausewitz führt aus: »[...] denn die politische Absicht ist der Zweck, der Krieg ist das Mittel, und niemals kann das Mittel ohne Zweck gedacht werden« (ebd.). Dieser politische »Zweck« kann selbstverständlich ökonomisch determiniert sein.

⁹ Ebd., S. 401 (III, 14). Explizit als Zusammenfassung der strategischen Ausführungen der drei vorangehenden Kapitel (vgl. ebd., S. 402) formuliert Clausewitz unter der Kapitelüberschrift »Ökonomie der Kräfte« für den effizienten Einsatz aller Truppenteile Regeln, die sowohl lexikalisch (»schlechten Haushalt führen«) als auch argumentativ (»Verschwendung der Kräfte«) deutlich wirtschaftlich geprägt sind: »Wer da Kräfte hat, wo der Feind sie nicht hinreichend beschäftigt, wer einen Teil seiner Kräfte marschieren, d. h. tot sein läßt, während die feindlichen schlagen, der führt mit seinen Kräften einen schlechten Haushalt. In diesem Sinne gibt es eine Verschwendung der Kräfte, die selbst schlimmer ist als ihre unzumutbare Verwendung« (ebd., S. 401). Vgl. auch Beatrice Heuser: Clausewitz lesen! München 2005, S. 106–108.

¹⁰ Vgl. den Überblick über militärwirtschaftliche Überlegungen in der klassischen ökonomischen Literatur (Smith, Ricardo, Malthus, Say, Marx, Keynes, Schumpeter) bei Lutz Köllner: Militär und Ökonomie – literaturhistorische und literaturkritische Bemerkungen. In: Militär und Ökonomie. Beiträge zu einem Symposium. Hg. von Karl-Ernst Schulz. Göttingen 1977, S. 51–69, sowie, darauf aufbauend, bei Richter: Militär- und Verteidigungsökonomie (wie Anm. 4), S. 161–163.

¹¹ Vgl. Kerner: Sozialwissenschaften und Militär (wie Anm. 3), S. 29–31, und Wachtler: Militär, Krieg, Gesellschaft (wie Anm. 3), S. 107f.

¹² Max Weber: Wirtschaft und Gesellschaft. Grundriß der verstehenden Soziologie. Hg. von Johannes Winckelmann. Tübingen 1976, S. 687.

Disziplin¹³ findet sich – als besonders kategorische und wesentlich sachliche, unpersönliche Form der Herrschaft – paradigmatisch verwirklicht in der militärischen Befehlshierarchie entwickelter Heere;¹⁴ daher erachtet Weber die Herrschaftsordnung des Soldatentums als den »Mutter-schoß der Disziplin überhaupt«¹⁵ und zugleich »das ideale Muster für den modernen kapitalistischen Werkstattbetrieb«.¹⁶ Dieser Befund wird von heutigen Entwicklungen noch bekräftigt.¹⁷

Hofmannsthal waren die ökonomische und die militärische Sphäre gleichermaßen vertraut: Als Sproß einer Kaufmannsfamilie und Bankierssohn aufgewachsen,¹⁸ leistete Hofmannsthal 1894/95 einen einjährigen freiwilligen Militärdienst und bis 1905 mehrere Reserveübungen in Kavallerieregimentern ab.¹⁹ In seinen Schriften findet sich vielfältiger Niederschlag aus beiden Lebensbereichen: Mit dem Militär setzte sich Hofmannsthal auseinander u. a. als Briefautor, politischer Essayist, Er-

¹³ Vgl. ebd., S. 681f.

¹⁴ Vgl. zum Ursprung der Disziplin in der nach und nach immer stärker rationalisierten »Struktur der Kriegsführung« ebd., S. 683f.

¹⁵ Ebd., S. 686.

¹⁶ Webers Auffassung vom Verhältnis zwischen Ökonomie und Militär kommt auch bündig zum Ausdruck im folgenden Abschnitt: »Für die Möglichkeit der Entwicklung der Disziplin war die ökonomische Basis, auf welcher die Heeresverfassung jeweils ruhte, nicht allein bestimmend, aber doch von sehr erheblicher Bedeutung. Noch mehr aber beeinflusste umgekehrt die größere oder geringere Rolle, welche die Disziplin einexerzierter Heere in der Kriegsführung spielte, auf das Nachhaltigste die politische und soziale Verfassung« (ebd., S. 684).

¹⁷ Heutzutage ist die »Militärökonomik« als Brückendisziplin zwischen Wehr- und Wirtschaftswissenschaften institutionell etabliert (vgl. Kirchhoff: Militärökonomik [wie Anm. 5], S. 534–538; Richter: Militär- und Verteidigungsökonomie [wie Anm. 4], S. 161–166) und erforscht u. a. mit komplexen spieltheoretischen Verfahren – entwickelt u. a. von den Nobelpreisträgern John Forbes Nash und Thomas Schelling, vgl. Thomas Schelling: *Strategy of Conflict*. Cambridge 1960 – die politisch-ökonomischen Ursachen für (militärische) Konflikte (vgl. z.B. Jack Hirshleifer: *Theorizing about conflict*. In: *Handbook of defense economics*. Bd. 1. Hg. Von Keith Hartley, Todd Sandler. Amsterdam u. a. 1995, S. 165–189). Daß die Verschmelzung von militärischem und ökonomischem Denken heutzutage zumindest ungemindert fortbesteht, wenn nicht weiter vorangeschritten ist denn je, zeigt nicht zuletzt die Übernahme z.B. der Clausewitzschen Regeln für militärische Strategie in aktuelle Management-Lehren zur Unternehmensführung (vgl. Bolko von Oetinger, Tiha von Glyczy, Christopher Bassford [Hg.]: *Clausewitz. Strategie denken*. Herausgegeben vom Strategiejnstitut der Boston Consulting Group. München 2001). Derartige Entwicklungen bestätigen die Sicht des Soziologen Franz Kernic: »Das traditionelle militärische Denken – wie es unter dem Titel »Strategie« über Jahrhunderte nachweisbar ist – mündete solcherart unmittelbar in das moderne Wirtschaftsdenken, ja wurde sogar unausgesprochen zu dessen Fundament« (Kernic: *Sozialwissenschaften und Militär* [wie Anm. 3], S. 31, vgl. auch ebd., S. 32).

¹⁸ Hans-Albrecht Koch: *Hugo von Hofmannsthal*. München 2004, S. 15, 18f.

¹⁹ Vgl. J. Colin Fewster: *Hugo von Hofmannsthal and the Cavalry*. In: *Seminar* 32.2 (1996), S. 115–128, sowie Koch: *Hofmannsthal* (wie Anm. 18), S. 67–69.

zähler und Herausgeber.²⁰ Die Ökonomie findet als Thema nicht nur biographisch bedingt Eingang in seine Dichtung, sondern insbesondere auch vermittelt durch die Beschäftigung mit soziologischer Literatur.²¹

Indem sie den Zusammenprall dieser beiden Ordnungssysteme schildert, stellt die »Reitergeschichte« in Hofmannsthals Werk eine frühe

²⁰ Viele von Hofmannsthals Briefen berichten – mit gemischten Gefühlen – von seinem Wehrdienst und den Reserveübungen, vgl. unten Anmerkungen 56 und 57. – Vor allem in der Zeit des Ersten Weltkriegs und unter dem Eindruck der eigenen Einberufung als Reserveoffizier 1914 hat Hofmannsthal eine Reihe politischer Aufsätze verfasst, in denen er sich in engem oder weiterem Rahmen mit Militär und Armee auseinandersetzt (z.B. 1915 »Krieg und Kultur« und »Unsere Militärverwaltung in Polen«, vgl. GW RA II, S. 417–420 und 421–428). Hermann Rudolph bezeichnet diese Aufsätze und Reden als Hofmannsthals »Kriegsschriften« (vgl. Hermann Rudolph: *Kulturkritik und konservative Revolution. Zum kulturell-politischen Denken Hofmannsthals und seinem problemgeschichtlichen Kontext*. Tübingen 1971, S. 81–109). – Das soldatische Milieu spielt neben der »Reitergeschichte« vor allem in den weiteren frühen Erzählungen »Soldatengeschichte« (entstanden 1895/6, vgl. SW XXIX Erzählungen 2, S. 50–61) und »Das Märchen der 672. Nacht« (erschieden 1895, vgl. SW XXVIII Erzählungen 1, S. 13–30) eine Rolle. Letztere ist für unseren Zusammenhang besonders interessant, da sie den als tödlichen Huftritt inszenierten Zusammenprall des »Kaufmannssohns« mit den Soldaten und ihren Militärpferden als fatales Ereignis schildert und somit einen ähnlichen Ausgang nimmt wie die »Reitergeschichte«. – In das von ihm 1923 herausgegebene »Deutsche Lesebuch« nahm Hofmannsthal das Kapitel »Kriegerische Tugend des Heeres« aus Clausewitz' »Vom Kriege« auf, was seine Vertrautheit mit dessen militärtheoretischen Ausführungen – spätestens seit diesem Zeitpunkt – belegt (vgl. Hugo von Hofmannsthal: *Deutsches Lesebuch*. Frankfurt a. M. 1952, S. 244–247). – Einige dieser Beschäftigungen mit dem Militär liegen zeitlich nach dem Verfassen der »Reitergeschichte« und können daher keine direkten Quellen gewesen sein, zeugen aber in jedem Fall von Hofmannsthals lebenslanger Auseinandersetzung mit der Thematik.

²¹ Geld ist ein häufiges Motiv bei Hofmannsthal. Es ist durchaus nicht nur ironisch gemeint, wenn Hofmannsthal, der, weil der Vater beim Börsenkrach 1873 große Teile seines Vermögens verloren hatte (vgl. Koch: Hofmannsthal [wie Anm. 18], S. 14–16), selbst für seinen Lebensunterhalt aufkommen mußte, einen Brief von 1903, in dem er dem Vater von »Geldsorgen« klagt, mit »Hugo, Dichter und Handelsmann« unterzeichnet (B II, S. 107; vgl. zu Hofmannsthals finanzieller Situation und seinem Geschäftsbenehmen Michael Winkler: »Hugo, Dichter und Handelsmann.« Hofmannsthals Ästhetizismus. In: *Metamorphosen des Dichters. Das Selbstverständnis deutscher Schriftsteller von der Aufklärung bis zur Gegenwart*. Hg. von Gunter E. Grimm. Frankfurt a. M. 1992, S. 184–196, hier S. 189f.). Spätestens ab der Jahrhundertwende beschäftigte sich Hofmannsthal mit soziologischer Kapitalismustheorie (vgl. Lorenz Jäger: *Zwischen Soziologie und Mythos. Hofmannsthals Begegnung mit Werner Sombart, Georg Simmel und Walter Benjamin*. In: Hugo von Hofmannsthal. *Freundschaften und Begegnungen mit deutschen Zeitgenossen*. Hg. von Ursula Renner, G. Bärbel Schmid. Würzburg 1991, S. 95–107). Er kannte den Sozialökonomen Werner Sombart persönlich vom gemeinsamen Zeitschriftenprojekt »Der Morgen« (1907/8), hatte dessen Schrift »Die deutsche Volkswirtschaft im 19. Jahrhundert« (1903) als Geschenk erhalten und Aspekte daraus u. a. in den Entwurf zum »Gespräch über den Reichtum« eingearbeitet (vgl. Jäger: *Soziologie und Mythos*, S. 96f.). Hofmannsthals durchaus kritische Auseinandersetzung mit Georg Simmels »Philosophie des Geldes« (1900) – Hofmannsthals Exemplar ist mit vielfältigen Notizen verschiedener Lektüregänge versehen – läßt sich u. a. in der frühen Komödie »Cristinas Heimreise« (uraufgeführt 1910) und im »Balzac«-Essay (1908) nachweisen (vgl. Jäger: *Soziologie und Mythos*, S. 97–101). Diese thematische Disposition ist auch in den früheren Erzählungen bereits spürbar.

Thematisierung des Verhältnisses von Ökonomie und Militär dar und formuliert im Rahmen des Konflikts, den sie beide um die Figur des Wachtmeisters Lerch austragen läßt, eine Stellungnahme zu deren Kompatibilität.

Absonderung von der Truppe

Bereits die erste geschilderte Mißachtung der Pflichten und Obliegenheiten, die das soldatische Gefüge der Schwadron dem Wachtmeister Lerch auferlegt, ist irreparabel, insofern sie einen Prozess in Gang setzt, der Lerch zunächst unaufhaltsam von seiner Truppe und seinem Stand entfernt und schließlich dem Tod entgegenführt.

Der sinnbildliche Austritt aus der militärischen Ordnung wird metonymisch zunächst ganz dinglich-profan als das Ausscheren aus der Reitformation inszeniert.²² Ein »ihm bekanntes weibliches Gesicht« (S. 41) in einem vorbeiziehenden Fenster lenkt die Aufmerksamkeit des Wachtmeisters ab und verführt ihn zum Halten:

Neugierde bewog ihn, sich im Sattel umzuwenden, und da er gleichzeitig aus einigen steifen Tritten seines Pferdes vermutete, es hätte in eines der vorderen Eisen einen Straßenstein eingetreten, er auch an der Queue des Eskadron ritt und ohne Störung aus dem Gliede konnte, so bewog ihn alles dies zusammen, abzusitzen, und zwar nachdem er geradezu das Vorderteil seines Pferdes in den Flur des betreffenden Hauses gelenkt hatte (S. 41).

Die Erzählung, die freilich in dieser Passage – seit dem einleitenden Fensterblick – der Perspektive des Wachtmeisters folgt und seine Gedanken unvermittelt schildert, gibt sich Mühe, einen plausiblen Grund für das Anhalten und Absitzen des Wachtmeisters anzugeben. Der Stein im Huf bleibt jedoch eine »Vermutung« und nichts entkräftet den Eindruck, daß es sich dabei nur um einen Vorwand des Wachtmeisters handelt, um seine »Neugierde« befriedigen zu können.²³ Auch die Nennung des günstigen Umstands, daß Lerch am Ende der Formation reitet und »ohne

²² Vgl. Mathias Mayer: Hugo von Hofmannsthal: Reitergeschichte. In: Interpretationen. Erzählungen des 20. Jahrhunderts. Bd. 1. Stuttgart 1996, S. 7–20, hier S. 12f.

²³ Richard Alewyn schenkt dem Scheingrund offenbar Glauben, indem er mit Gewißheit behauptet, daß Lerchs »Pferd [...] sich einen Stein in das Hufeisen getreten« (Alewyn: Zwei Novellen [wie Anm. 1], S. 80) hätte. Er übersieht dabei, daß die Erzählung ausdrücklich auf Lerchs »Vermutung« hinweist und sich über deren Wahrheitsgehalt ausschweigt.

Störung aus dem Glied« austreten kann, dient weniger der Begründung als eher der Rechtfertigung eines Handelns, das unter anderen Bedingungen durchaus eine »Störung« nicht nur der Truppe, sondern der militärischen Ordnung an sich darstellen würde. Das redundante, doppelte »bewog« in dem zitierten Satz deutet zudem auf den inneren Entscheidungsprozess hin, der zunächst von reiner Neugierde motiviert ist und sich erst im Nachhinein und bei Bewußtwerden dessen, was ein Austritt aus der Formation wahrhaftig bedeutet, vorgebliche Gründe und die Gunst der Gelegenheit zurechtlegt, um Gewissen und Pflichtbewußtsein zu beschwichtigen. Auch das aufgeblasene, vermeintlich objektivierende »all dies« – was wäre denn »all dies« außer der persönlichen Neugierde, dem mutmaßlichen Stein und der opportunen Position im Reitgefüge? – versucht, die eigentliche Delinquenz seiner Tat und den Mangel an militärisch vertretbaren Gründen zu übertünchen.²⁴ Daß er sich selbst der Ordnungswidrigkeit, der Unbotmäßigkeit seines Tuns bewußt ist, beweist Lerch dadurch, daß er es nicht versäumt, sich und sein Pferd vorsorglich im Hauseingang vor den Blicken der womöglich zurückschauenden Kameraden halbwegs zu verbergen.

Die Frau, die Lerch dann aus dem Haus entgegentritt, ist ihm tatsächlich aus früheren Zeiten bekannt. Was er noch von ihr weiß – er erinnert sich an einige mit ihr und ihrem »damaligen eigentlichen Liebhaber[]« verbrachte »Abende und halbe Nächte« – und was er durch einen kurzen Blick ins Innere des Hauses erspäßt – neben vornehmen Einrichtungsgegenständen wie »einem Mahagonischrank und einer mythologischen Gruppe aus Biskuit« fällt Lerchs Blick im Spiegel auf einen »beleibte[n], vollständig rasierte[n] ältere[n] Mann«, welcher sich gerade in den Hintergrund zurückzieht –, spricht nicht für einen zurückhaltenden Lebenswandel. Ihre Aufmachung (»in einem etwas zerstörten Morgenanzug«) und Attitüde (»Die Dastehende aber lächelte ihn in einer halb geschmeichelten slawischen Weise an [...]«) verstärken diesen Eindruck. Auf den an Askese und Pflichterfüllung gewöhnten Solda-

²⁴ Eine militärgeschichtliche Untersuchung müßte klären, wie weit die Befugnisse des Unteroffiziersrangs »Wachtmeister« gingen. Sicher ist jedoch, daß die Schilderung in der Erzählung die Unzulässigkeit des Entfernens von der Truppe ohne entsprechende Weisung hervorhebt. Vor diesem Hintergrund ist die erste Erwähnung des Wachtmeisters Lerch in der Erzählung bemerkenswert (vgl. S. 39): Auch hier scheint Lerch bereits auf eigene Faust zu handeln. Die Erzählung berichtet nichts von einem Befehl, sondern schildert die eigenmächtige Festnahme einiger Milizionäre durch Lerch und einige ihm unterstehende Gemeine.

ten Lerch wirkt die gesamte Szene zunächst entmutigend: Er weiß nicht recht, wie er sich verhalten soll, »während eine gewisse gezierte Manier, mit der sie ihn anredete, sowie auch der Morgenanzug und die Zimmereinrichtung ihn einschüchterten« (S. 41). Wie jedoch bereits bei seinem prompten Entschluß, seiner Neugier nachzugehen und damit die militärische Ordnung zu verlassen, zögert Lerch auch hier nicht lang und legt seine Befangenheit rasch ab:

Im Augenblick aber, während er mit etwas schwerfälligem Blick einer großen Fliege nachsah, die über den Haarkamm der Frau lief, und äußerlich auf nichts achtete, als wie er seine Hand, diese Fliege zu scheuchen, sogleich auf den weißen, warm und kühlen Nacken legen würde, erfüllte ihn das Bewußtsein der heute bestandenen Gefechte und anderer Glücksfälle von oben bis unten, so daß er ihren Kopf mit schwerer Hand nach vorwärts drückte und dazu sagte: »Vuic«, [...] »in acht Tagen rücken wir ein, und dann wird das da mein Quartier« [...] (S. 41f.).

Gar nicht mehr schüchtern vollzieht Lerch mit seiner Äußerung eine ausdrückliche Beschlagnahme, indem er nicht nur von der Wohnung, sondern durch seine Unterwürfigkeit fordernde und bewirkende Geste auch von der Frau Besitz ergreift. Auf gleichsam paradoxe Weise wendet Lerch dabei die militärischen Prinzipien von Befehl, Eroberung und Submission an, die er durch sein Tun zugleich selbst unterläuft: Im Zuge der eigenen, straffälligen Insubordination gegen die Befehlsmacht seines Offiziers und gegen die militärische Ordnung überhaupt verlangt Lerch von der Frau Vuic die Subordination von Besitz und Person unter seine Gewalt, welche nicht anders als durch seinen militärischen Status begründet ist.²⁵ Von weiteren Eroberungsakten hält den Wachtmeister nicht etwa sein Gewissen oder sein soldatischer Anstand ab, sondern

²⁵ Die große Mehrheit der Interpreten hebt den Übergang von einem sexuellen, auf die Vuic gerichteten, hin zu einem wirtschaftlichen Begehren hervor; vgl. etwa Hans-Richard Brittnacher: *Der Doppelgänger als Rivale. Zum Unheimlichen in Hofmannsthals »Reitergeschichte«*. In: *DU* 58 (2006), Heft 3, S. 42–50, hier S. 44; außerdem Martin Stern: *Die verschwiegene Hälfte von Hofmannsthals »Reitergeschichte«*. In: *Basler Hofmannsthal-Beiträge*. Hg. von Karl Pestalozzi, Martin Stern. Würzburg 1991, S. 109–112, hier S. 111 sowie Rüdiger Steinlein: *Hugo von Hofmannsthals »Reitergeschichte«*. Versuch einer struktural-psychanalytischen Lektüre. In: *ZDP* 110 (1991), Heft 2, S. 208–230, hier S. 213. Dabei wird unterschlagen, daß Lerchs Kontakt mit der Vuic zunächst, noch vor seinen späteren Träumereien, völlig im Zeichen einer mit militärischen Mitteln vollzogenen, doch ökonomisch motivierten Eroberung und Besitzergreifung steht. Sollte das sexuelle Verlangen eine wichtige Rolle für Lerchs Verhalten spielen, so kann es zumindest nicht wie behauptet primär sein und sich dann ins ökonomische Begehren verwandeln, sondern ist stets schon sekundär und wird auch, sobald es auftaucht, sofort vom ökonomischen Interesse wieder abgelöst.

schlicht sein Pferd, das »laut den anderen nachwieherte« (S. 42) und ihn so zum Anschluß an seine Truppe mahnt.

Bis zu diesem Punkt der Erzählung befindet sich Lerch noch ganz im Ordnungssystem des Militärs; seine Taten stehen in Bezug dazu und machen es sich zunutze, selbst wenn der damit verfolgte Zweck ihm zuwiderläuft. In der Folge jedoch steigert sich die Entfremdung des Wachtmeisters von der militärischen Ordnung, welche sich zuerst im physischen Austritt aus der Reitformation ausdrückte: Die moralisch wie militärrechtlich fragwürdige Besitznahme löst im Soldaten Lerch eine auch mentale Distanzierung vom Regelsystem des Militärs aus.

Lerchs ökonomische, amilitärische Visionen

Kaum hat Lerch sich wieder in seine Truppe eingeordnet, setzt in ihm eine fortschreitende Veränderung ein, in deren Verlauf er sich innerlich von den Regeln und Geboten der militärischen Ordnung gänzlich entfernt und emanzipiert. Auslöser dieser Entwicklung sind die eben vollzogene Insubordination und die darin erfahrene eigene Handlungsfreiheit und -macht: Die Erklärung, vermittels deren er Vuic und ihren Besitz konfisziert hat, hält in Lerchs Kopf nach und treibt weiter aus: »Das ausgesprochene Wort aber machte seine Gewalt geltend«. In einem anschließenden Tagtraum »lebte sich der Wachtmeister immer mehr in das Zimmer mit den Mahagonimöbeln [...] hinein«. Lerch träumt von einer zivilen, bürgerlichen »Existenz in Hausschuhen« (S. 42), fernab der Kriegswirren, in die er gegenwärtig und während seines gesamten soldatischen Daseins verwickelt ist. In seiner Vision tauchen auch die Vuic und der rasierte Unbekannte auf, letzterer sogar in weitaus prominenterer Stellung als erstere:

Der rasierte, beleibte Mann, der durch die Tapetentür verschwunden war, ein Mittelding zwischen Geistlichem und pensioniertem Kammerdiener, spielte darin eine bedeutende Rolle, fast mehr noch als das schöne breite Bett und die feine weiße Haut der Vuic. Der Rasierte nahm bald die Stelle eines vertraulich behandelten, etwas unterwürfigen Freundes ein, der Hoftratsch erzählte, Tabak und Kapaunen brachte, bald wurde er an die Wand gedrückt, mußte Schweigegelder zahlen, stand mit allen möglichen Umtrieben in Verbindung, war piemontesischer Vertrauter, päpstlicher Koch, Kuppeler, Besitzer verdächtiger Häuser mit dunklen Gartensälen für politische Zu-

sammenkünfte, und wuchs zu einer schwammigen Riesengestalt, der man an zwanzig Stellen Spundlöcher in den Leib schlagen und statt Blut Gold abzapfen konnte. (S. 42)

Vor allem am Ende des Satzes, auf dessen Höhepunkt das »Gold« thront, kulminiert das Begehren des Wachtmeisters nach Besitz und Vermögen, das, wie andere Interpreten bereits herausgestellt haben,²⁶ das sexuelle Verlangen nach der Vuic deutlich überwiegt.

Gleichwohl ist Lerchs Vision noch durchsetzt mit militärischen Vorstellungen, sein Denken diesem Ordnungssystem noch nicht gänzlich abhold: Lerch träumt von einer »Zivilatmosphäre, durch welche doch das Kriegsmäßige durchschimmerte, eine[r] Atmosphäre von Behaglichkeit und angenehmer Gewalttätigkeit«. Die Paradoxie von zugleich ziviler und latent soldatischer Existenz findet ihren Ausdruck in dem bezeichnenden Bild des »Säbels«, der »durch die linke Tasche des Schlafrockes durchgesteckt« (S. 42) ist. Wie sich das aufgekeimte Begehren nach Besitz und die weiterhin militärisch geprägte Denkweise des Wachtmeisters überlappen, verdeutlicht auch seine sonderbare Imagination des Rasierens als eines Riesen, dem mittels gewaltsamer Durchlöcherung das kostbare Innere abgerungen werden könnte.

Während also die Vision durchaus Elemente sowohl des militärischen als auch des zivilen Lebens enthält, weist ein entscheidender Aspekt dennoch auf die wesensmäßige, innere Entfremdung Lerchs vom Soldatentum hin: Sei das erträumte Dasein auch eine Mischung aus Bequemlichkeit und Gewalt, der Wachtmeister wünscht es sich jedenfalls »ohne Dienstverhältnis« (S. 42). Dies ist der spezifische Alienationsfaktor, der Trennkeil, den die erste erprobte Insubordination und die gekosteten Verlockungen der Freiheit, der Macht und des Besitzes in Lerchs Denken und sein Verhältnis zur eigenen soldatischen Existenz hineingetrieben haben. Denn das Erste Prinzip des Militärs ist zweifellos die unbedingte, unhinterfragbare Befehlshierarchie, die jedes Glied der Machtkette in

²⁶ Vgl. Brittnacher: Der Doppelgänger als Rivale (wie Anm. 25), S. 44f. Andere Interpreten freilich insistieren auf Lerchs sexuellem Verlangen: Steinlein etwa behauptet, zumindest im ersten Teil der Erzählung sei die »Grundfigur [der Befriedigung ehrgeiziger, egoistischer, triebhafter Strebungen] deutlich sexuell konnotiert« (Steinlein: Hofmannsthals »Reitergeschichte« [wie Anm. 25], S. 214) und stelle zudem die »strukturelle Matrix für alle weiteren Handlungseinheiten« (ebd.) dar. Die Perspektive der »psychoanalytischen Lektüre« jedoch, die in jeglichem Streben rasch ein sexuelles Begehren vermutet, trübt hier die Sicht auf die hauptsächlich von der Erzählung erwähnten Interessen des Wachtmeisters, die nicht sexueller, sondern ökonomischer Natur sind.

eben jenes Dienstverhältnis stellt, welches Lerch indes nicht mehr anerkennen und dulden will.

Der Schlachtenzufall trägt sein Übriges zu Lerchs Entfremdung vom Militär bei, indem die zwischenzeitliche Gefechtsruhe ihm Zeit genug verschafft, sich seinen subversiven Phantasien hinzugeben, die mehr und mehr einzig auf sein ökonomisches Wohl gerichtet sind:

Dem Streifkommando begegnete in den Nachmittagsstunden nichts Neues und die Träumereien des Wachtmeisters erfuhren keine Hemmungen. Aber in ihm war ein Durst nach unerwartetem Erwerb, nach Gratifikationen, nach plötzlich in die Tasche fallenden Dukaten rege geworden. Denn der Gedanke an das bevorstehende erste Eintreten in das Zimmer mit den Mahagonimöbeln war der Splitter im Fleisch, um den herum alles von Wünschen und Begierden schwärte. (S. 42f.)

Die Visionen Lerchs wandeln sich, das ökonomische Interesse bricht sich vollends Bahn – in seiner banalsten Form: Nicht einmal mehr das erhabene Gold aus den Spundlöchern, sondern nur noch das schlichte, triviale Geld lockt Lerch. Auch hebt die Erzählung deutlich den Zusammenhang des erwachten pekuniären Begehrens mit dem in Beschlag genommenen Zimmer der Vuic hervor. Die Schilderung ist nicht wertneutral, sondern pathologisiert die Wünsche des Wachtmeisters als ein triebhaftes Geschwür, das den ursprünglich rein soldatischen Geist Lerchs infiziert und zerfrisst.

Der Ritt durchs Dorf

Vollends dominiert das ökonomische Interesse nun Lerchs Denken. Hatte er sich anfangs und im emotionalen Überschwang der eigenmächtigen Eroberung noch lediglich vom militärischen Ordnungssystem *entfernt*, ist dieses nun durch die Herrschaft der Ökonomie, der Macht des Besitzstrebens und der Profitgier gänzlich *ersetzt*. Auch seine Wahrnehmung der Welt hat sich indessen von einer militärischen zu einer ökonomisch interessierten gewandelt. Das wird besonders deutlich in seiner Einschätzung eines Dorfes, an dem die Schwadron vorbeireitet. Obwohl »doch Fühlung mit dem Feind sehr zu gewärtigen« ist, läßt sich der Wachtmeister von militärischen Bedenken der Vorsicht und Sicherheit nicht beirren: Das Dorf scheint ihm »auf verlockende Weise ver-

dächtig«, er wähnt darin die Gelegenheit, »einen feindlichen General mit geringer Bedeckung zu überraschen und anzugreifen oder anderswie ein ganz außerordentliches Prämium zu verdienen«. Dabei dient ihm das militärische Ziel, einen Feind zu stellen, lediglich als Mittel zum eigentlichen Zweck der persönlichen Bereicherung.²⁷ Ohne sich bei seinem Vorgesetzten abzumelden, geschweige Erlaubnis einzuholen, setzt sich der in solcherart Manöver nunmehr geübte Wachtmeister von der Truppe ab (»vom Marsche der Eskadron seitlich abbog«, S. 43) – und wiederholt und bestätigt damit den ersten Insubordinationsakt des Ausscherens aus der Reitformation.

Lerch reitet in Begleitung lediglich der beiden »Gemeinen Holl und Scarmolin« (S. 43). An der geringen Flankierung seines Zugs wird der militärische Leichtsinn und die bewußte Verschleierung seines Vorhabens deutlich: Angesichts der Tatsache, daß Lerch anfangs noch »zwölf mit Karabinern bewaffnete Leute« mitgenommen hatte, um eine »schöne Villa« von »achtzehn Studenten der Pisaner Legion« (S. 39) zu befreien, zeigt sich die Unverhältnismäßigkeit der militärischen Ausstattung seines jetzigen Unterfangens.²⁸ Ein ganzes Dorf und womöglich einen »feindlichen General« will Lerch nun mit insgesamt drei Mann überwältigen. Nicht nur verläßt Lerch also in einem erneuten Akt der Insubordination den Bereich der Befehlsgewalt seines Vorgesetzten und handelt so gegen die Prinzipien der militärischen Ordnung, er tut dies außerdem entgegen jeglicher truppentaktischer Rationalität: Aus militärischer Sicht ist sein Individualfeldzug schlicht ein halsbrecherisches Wagnis – nicht jedoch aus ökonomischer. Hier lautet die strategische Devise: Je geringer die personelle Beteiligung, umso größer der jeweilige Anteil an der Beute, dem »Prämium«, nach dem es Lerch in Wahrheit ausschließlich gelüftet.

Welches Risiko Lerch, der schließlich gar völlig allein durch das Dorf reitet, tatsächlich eingeht, wird an der Bedrohlichkeit der Lage deutlich,

²⁷ Auch Steinlein sieht in dem Ritt durchs Dorf eine »eigenmächtige Sonderaktion, die vom Ausmaß her eine Steigerung des Heraustretens aus der Schwadron in Mailand und des Eindringens in das Haus der Vuic darstellt« (Steinlein: Hofmannsthals »Reitergeschichte« [wie Anm. 25], S. 216) und »ganz im Bann einer Wunschphantasie« (ebd.) steht.

²⁸ Obwohl die Deutung der Dorf-Episode zentraler Bestandteil der meisten Deutungen der »Reitergeschichte« ist, findet die unverhältnismäßig geringe militärische Absicherung des Ritts, die doch die Bedingung für die Gefährlichkeit und die kritische Situation bildet, kaum je Erwähnung.

in die er sich mit jedem Schritt tiefer verstrickt. Es ginge wohl noch an, daß er weder den Ort und mögliche Hinterhalte kennt, noch die abgehalfterten Personen einschätzen kann, die ihm unversehens begegnen,²⁹ könnte er sich wenigstens auf seine militärische Ausrüstung verlassen. Aufgrund der schlechten Straßenverhältnisse ist Lerch jedoch gezwungen, »sein Pferd in Schritt« (S. 43) zu reiten und sich damit potenziellen Feinden auszuliefern. Als ihm schließlich außerdem eine Meute Hunde den Durchgang verstellt, greift Lerch zur Pistole, um sich den Weg buchstäblich freizuschießen. Doch die Waffe versagt den Dienst (vgl. S. 44): Pistole und Pferd sind nutz-, der Reiter schutz- und harmlos. Was jedoch wäre ein Soldat ohne Wehrmittel, ohne Waffe, ohne funktionstüchtige Ausrüstung? Was unterscheidet ihn noch vom Zivilisten? Höchstens die innere Einstellung könnte Lerch in diesem Augenblick noch als Angehörigen des Militärs kennzeichnen, doch ist es damit, wie zu sehen war, nicht weit her. Indem er »dem Pferde beide Sporen« (S. 44) gibt und sich so aus der Gefahr flüchtet, handelt er letztlich wie einer, der vom Kriegshandwerk nichts versteht und schlicht seine Haut zu retten versucht. Vor diesem Hintergrund ist es äußerst fragwürdig, ob Pferd und Pistole aus bloßem Zufall und auf Grund der widrigen Umstände ihren Dienst nicht wie gewohnt taten. Vielmehr hat der »Splitter im Fleisch«, das Geschwür von »Wünschen und Begierden«, das ökonomische Interesse Lerch binnen Kurzem in einen wehrunfähigen, opportunistischen Hasenfuß verwandelt, der das kriegsrische Handwerk nicht beherrscht.³⁰ Zu diesem Zeitpunkt der Erzählung ist klar: Lerch ist kein Soldat mehr; er denkt und handelt unmilitärisch; er hat seine Identität als Wachtmeister verloren, der Dienstgrad ist zur leeren Bezeichnung geworden.

²⁹ Lerch sieht sich nur für einen kurzen Moment nach den hinteren Eisen seines Pferdes um, als plötzlich bereits »dicht vor seinem Pferde eine Frauensperson« entlangläuft, »deren Gesicht er nicht sehen konnte« (S. 43). Handelte es sich nicht um eine harmlose Frau, sondern etwa um einen bewaffneten Milizionär, hätte dieser unachtsame Moment schnell Lerchs Ende bedeuten können. Tatsache ist, dass Lerch gegen jeglichen Übergriff, und sei es das nach Heu schnappende Maul einer Kuh (vgl. S. 44f.), völlig ungeschützt ist. Brittnacher, der den Ritt durchs Dorf als einen »Passionsweg der Impotenz« (Brittnacher: Der Doppelgänger als Rivale [wie Anm. 25], S. 46) deutet, erkennt in dem Biß der Kuh sogar eine »symbolische Kastration« (ebd., S. 47).

³⁰ Vgl. David Turner: Was ist Subordination? Noch einmal Hofmannsthals Reitergeschichte. In: *Studia austriaca* VI (1998), S. 125–136, hier S. 133; Mauser: Hofmannsthal (wie Anm. 1), S. 104.

Die Doppelgänger-Erscheinung

Verschiedene Interpreten haben mit Recht darauf hingewiesen, daß der Ritt durchs Dorf auch als Introspektion auf ein Geschehen in der Figur Lerchs gelesen werden kann (das in genauem Kontrast zum militärischen Höhepunkt, dem Eintritt in Mailand, steht).³¹ Diese inneren Vorgänge können als Verlust der militärischen Identität gedeutet werden, als Anzeichen eines Wandels von soldatisch geprägtem Denken und Handeln hin zu einzig noch zivil-ökonomischem Interesse. Diese Deutung wirkt fort auf die Lektüre der schwierigen Doppelgänger-Passage.³² Einige Interpreten haben den Doppelgänger gemäß der literarischen und volksbergläubischen Tradition dieses Motivs als Todesboten gedeutet.³³ Diese

³¹ Vgl. Wunberg: Der frühe Hofmannsthal (wie Anm. 1), S. 6163. Brittnacher nennt die Passage eine »Alpträumfantasie« (Brittnacher: Der Doppelgänger als Rivalen [wie Anm. 25], S. 47, zum Kontrast zwischen dem namenlosen Dorf und Mailand vgl. ebd.) und deutet die geschilderten Vorgänge im Dorf als zumindest parallel zu den seelischen im Innern Lerchs. Alewyn, dessen etwas in die Jahre gekommene Deutung Brittnacher noch immer als eine der »bis heute ertragreichsten Interpretationen des Textes« (ebd., S. 48) bezeichnet, geht noch weiter: Für ihn ist das Dorf nicht von dieser Welt: »Es ist keine irdische Wirklichkeit, die der Wachmeister durchreitet, sondern eine innere Landschaft, die Landschaft seiner öden, verwahrlosten Seele« (Alewyn: Zwei Novellen [wie Anm. 1], S. 84, analog auch Steinlein: Hofmannsthals »Reitergeschichte« [wie Anm. 25], S. 219). Diese Deutung wird durch eine doppeldeutige Textstelle in der Schilderung des Dorfes gestützt, die keiner der Interpreten erwähnt: »[...] zwischen bloßgelegten Türpfosten ins Innere schauend, sah der Wachmeister [...]« (S. 43). Auf den ersten Blick bezeichnet »zwischen bloßgelegten Türpfosten« die Blickrichtung des Wachmeisters »ins Innere« der Häuser. Es kann aber auch als bloße Ortsangabe gedeutet werden für die Stelle, an der sich der »ins Innere« seiner eigenen Person gehende Perspektivwechsel vollzieht.

³² Hinsichtlich dieses Abschnitts zieht Brittnacher das Fazit: »Die wohl größte Schwierigkeit hat den Interpreten der Erzählung die Begegnung Lerchs mit seinem Doppelgänger bereitet« (Brittnacher: Der Doppelgänger als Rivalen [wie Anm. 25], S. 47). Brittnacher selbst deutet die Erscheinung als »die leere Maske« Lerchs, als »Metapher für die sich fortzeugende Spirale des Begehrens« (ebd.), in die er Lerch verwickelt sieht.

³³ Vgl. z.B. Alewyn: Zwei Novellen (wie Anm. 1), S. 84; Heinz Rieder: Hugo von Hofmannsthals »Reitergeschichte«. In: Marginalien zur poetischen Welt. Festschrift für Robert Mühler zum 60. Geburtstag. Hg. von Alois Eder, Hellmuth Himmel, Alfred Kracher. Berlin 1971, S. 318 und 321; Mayer: Reitergeschichte (wie Anm. 22), S. 12. Gero von Wilpert hingegen übt berechnete Kritik an der pauschalen Klassifikation des Doppelgängers als Todesbote: »Ein solches Verständnis der Erscheinung als Vorbote des Todes bereits zu diesem Zeitpunkt setzt im Grunde schon hier die Kenntnis des Ausgangs der Novelle voraus« (Gero von Wilpert: Anton Lerch – gedoppelt? Zum sogenannten »Doppelgänger« in Hofmannsthals »Reitergeschichte«. In: Seminar 39 (1993), Heft 3, S. 125–137, hier S. 131). Von Wilpert lehnt gar die Deutung der Erscheinung als Doppelgänger – wie auch jeden weiteren Erfassungsversuch – grundsätzlich ab; er erkennt in Hofmannsthals Motivgestaltung »etwas Neues: einen Doppelgänger, der keiner ist, eine Spiegelung, die keine ist, eine Halluzination, die keine ist« (ebd., S. 134), kann diesem »Neuen« aber keinen Namen geben und – abgesehen von einer

Einordnung wird der Aussagekraft des Phänomens in der »Reitergeschichte« jedoch nicht gerecht, denn dessen Bedeutung geht weit über die bloße Ankündigungsfunktion hinaus. Besonderes Augenmerk liegt dabei auf der Bildlichkeit und Gestalthaftigkeit der Erscheinung: Lerch sieht, als er das Dorf fluchtartig verläßt und auf eine Brücke zureitet, vor sich »einen Reiter des eigenen Regiments auf sich zukommen, und zwar einen Wachtmeister, und zwar auf einem Braunen mit weißgestiefelten Vorderbeinen«. Lerch weiß, »daß sich in der ganzen Schwadron kein solches Pferd befand, ausgenommen dasjenige, auf welchem er selbst in diesem Augenblicke saß«, und als er sich der Gestalt nähert, erkennt er »in der Erscheinung sich selber« (S. 45). Doch erkennt er sich ganz? Auf den ersten Blick ist die Erscheinung sofort als Wachtmeister kenntlich; die Erzählung schweigt darüber, ob diese Identifizierung anhand der Uniform, des Säbels, der Orden oder der Schulterstücke möglich ist – auf einige Entfernung ist der Doppelgänger jedoch eindeutig als Soldat gekennzeichnet. Das militärische Aussehen des Doppelgängers wird durch das Pferd vervollständigt.³⁴ Wenn es eine Rolle spielt, in welcher Gestalt der Doppelgänger einer Person in Erscheinung tritt, so läßt die »Reitergeschichte« keinen Zweifel daran, daß es sich hier um ein militärisches Double handelt.³⁵ Der Doppelgänger tritt in derselben Aufmachung auf

vagen literaturhistorischen Einordnung als Ausgangspunkt der Gattung der »unheimlichen Geschichte« (ebd.) – keine Charakteristika zuordnen, die nicht bloß die »nullifizierten Komponenten« (ebd.) der von ihm verworfenen Deutungen wären.

³⁴ Wie sehr das Pferd als militärisches Zubehör ein genuines Element der soldatischen Identität des Wachtmeisters ausmacht, wurde bereits an der Tatsache deutlich, daß es ihn anfangs zum Anschluß an die Truppe mahnt und daß Lerch selbst in seiner Wehrhaftigkeit sofort eingeschränkt ist, sobald die Bewegungsfreiheit des Pferdes nicht besteht. Indem Lerch das Pferd des Gegenübers als identisch mit dem eigenen erkennt, dient es außerdem gleichsam als Identifizierungs- und Identitätsmerkmal, anhand dessen sich ein Reiter, handelt es sich nicht wie hier um seinen Doppelgänger, im Normalfall eindeutig erkennen läßt. Alewyn deutet gar auf die wesensmäßige Identität zwischen Reiter und Pferd hin: »Aber ist dieses Pferd, wie die Pistole, überhaupt etwas anderes als ein Stück des Wachtmeisters selbst?« (Alewyn: Zwei Novellen [wie Anm. 1], S. 83). Vgl. auch Jacques Le Rider: La »Reitergeschichte« de Hugo von Hofmannsthal. *Éléments d'interprétation*. In: HJb 3 (1995), S. 215–249, hier S. 235.

³⁵ Daß das Aussehen des Doppelgängers in der »Reitergeschichte« von Bedeutung ist, zeigt auch das Verhältnis der Erzählung zu möglicherweise motivspendenden Vorgänger-Geschichten. In den Erläuterungen der »Kritischen Ausgabe« nennt Ellen Ritter »Goethes Bericht über seinen Rückweg von Sesenheim nach dem endgültigen Abschied von Friederike Brion« (SW XXVIII Erzählungen 1, S. 221) aus »Dichtung und Wahrheit« als einen möglichen Grundlagentext für Hofmannsthals Erzählung. Bezeichnenderweise jedoch trägt der Doppelgänger bei Goethe völlig andere Kleidung als der Protagonist: Goethes Doppelgänger tritt in unbekannter Gestalt auf, »und zwar in einem Kleide, wie ich [i.e. der erzählende Protagonist Goethe] es nie getragen« (zitiert nach Hofmannsthal, ebd., S. 221). Die satzeinleitende Floskel

wie Lerch, in der des Soldaten, die jedoch der gewandelten Persönlichkeit Lerchs schon nicht mehr angemessen ist. Wenn Lerch seinem Doppelgänger entgegenreitet, dann passen nur bei einem von beiden Gestalt und Gehalt, Signifikant und Signifikat zusammen. Der Doppelgänger verkörpert Lerchs militärisches Ich,³⁶ das sich so weit von dessen neuer, ökonomisch geprägter Identität entfremdet und abgespalten hat, daß es in entäußerter Form zur Erscheinung kommt. Lerchs Äußeres sondert sich von ihm ab, weil es ihm nicht mehr angehört, weil er der Ordnung, der es entstammt, nicht mehr zugehörig ist: Seine Uniform trägt, Lerch müßte eigentlich in »Schlafrock« und »Hausschuhen« (S. 42) stecken.

Es kann kaum verwundern, daß der geschäftlich-kleinmütige Lerch vor seinem soldatischen Pendant zurückschreckt. Doch die Begegnung mit seinem vergangenem, militärischen Ich bleibt für ihn nicht folgenlos.

Die Konfrontation mit dem Rittmeister

Als habe ihn die Begegnung mit dem eigenen früheren, soldatischen Wesen wiederum militärisch affiziert und ihm seine sonderbare Veränderung vor Augen geführt, stürmt Lerch mit erneuertem, potenziertem Kampfeswillen in die nächste Schlacht; als habe er etwas wiedergutmachen, als müsse er die Scharte seines Fehlverhaltens auswetzen, steigert Lerch sich mit ungehemmter Grausamkeit und Mordgier in einen Bluttausch, der die Grenzen der militärisch zulässigen Gewalt zu sprengen droht: Lerch wirft sich in die Schlacht, »hieb auf einen blauen Arm ein«, »stieß den nächsten in den Hals und vom Pferd herab« und tötet

»und zwar«, die in Hofmannsthals Schilderung sogar verdoppelt vorkommt (vgl. Brittnacher: Der Doppelgänger als Rivale [wie Anm. 25], S. 47), spricht auf lexikalischer Ebene für Ritters These der intertextuellen Vorlagenschaft des Goetheschen Berichts. Wenn dem so ist, dann hat Hofmannsthal jedoch absichtlich den Aspekt der unbekannten und unterschiedlichen Kleidung bei Goethe in seinem eigenen Text durch eine völlige äußerliche Identität ersetzt. Dies belegt die Wichtigkeit der Rolle, die das Aussehen und die Gestalt des Doppelgängers in der »Reitergeschichte« spielen. Denn die Montur des Doppelgängers in der »Reitergeschichte« sagt etwas aus über jenen Teil der Identität und Persönlichkeit Lerchs, den er repräsentiert bzw. zur äußeren Erscheinung bringt.

³⁶ Vgl. von Wilpert: Anton Lerch (wie Anm. 33), S. 128 und 130; auch Peter Mollenhauer deutet die Doppelgänger-Erscheinung als »Personifizierung des uniformierten Reiterdaseins und der unangenehm gewalttätigen Dienstbarkeit« (Peter Mollenhauer: Wahrnehmung und Wirklichkeitsbewußtsein in Hofmannsthals Reitergeschichte. In: *The German Quarterly* 50 [1977], Heft 3, S. 283–297, hier S. 294).

den flüchtenden gegnerischen Offizier mit bestialischer Intensität, indem er ihm seinen »Säbel in den Mund« schlägt, »in dessen kleiner Spitze die Wucht eines galoppierenden Pferdes zusammengedrängt war« (sämtlich S. 46). In durch Kompensationsbedürfnis unmäßig gesteigerter Kriegslust begegnet Lerch für einen kurzen Moment auch seinem Offizier, dem Rittmeister: Lerch »sah dicht neben sich das Gesicht des Rittmeisters mit weit aufgerissenen Augen und grimmig entblößten Zähnen« (S. 46). Die Stelle ist insofern bezeichnend, als sie grammatikalisch uneindeutig ist: Stiert der Wachmeister selbst mit aufgerissenen Augen und entblößten Zähnen oder starrt ihm diese Fratze aus dem Gesicht des Rittmeisters entgegen? Zähne und Augen können mit gleicher Berechtigung als Beschreibung des Gesichts des erblickten Rittmeisters wie als Modalergänzung zu eben diesem Blick des Wachmeisters aufgefaßt werden. Durch diese Uneindeutigkeit erreicht die Erzählung eine Konvergenz der beiden Figuren, die sich denselben Gesichtsausdruck teilen. Rittmeister und Wachmeister werden ununterscheidbar: In seiner kompensatorisch übersteigerten Grausamkeit egalisiert der Wachmeister die militärische Gewalt und Physiognomie des Rittmeisters.³⁷ Beide Figuren sind, wiewohl hierarchisch unterschieden, in diesem Augenblick ebenbürtig: Vermittels seiner spezifischen, durch die Insubordinationen veranlaßten Wandlung, die in diesem Moment zu einer gewalttätigen Übererfüllung aller militärisch geforderten Grausamkeit führt, wird Lerch zum Rivalen des Rittmeisters,³⁸ denn wenn sie sich gleichen, hat dieser keinen alleinigen Anspruch mehr auf die Befehlsmacht und militärische Führung.³⁹

³⁷ Der Ausbruch militärischer Gewalt, der den Wachmeister dem Rittmeister erst ähnlich macht, käme ohne den vorherigen Verlust der soldatischen Identität, als dessen Kompensation er fungiert, niemals zu Stande. Ohne den Einschnitt der Insubordination hätte Lerch seinem Vorgesetzten nie gefährlich werden können.

³⁸ Zum Aspekt der Rivalität vgl. Brittnacher: Der Doppelgänger als Rivale (wie Anm. 25), S. 44–47.

³⁹ Steinlein deutet bereits die Ermordung des feindlichen Offiziers als ein antizipiertes Attentat auf den Machtanspruch des Rittmeisters: »Angesichts einer derart auffälligen Kontiguitätsbeziehung im Text erhebt sich die Frage, ob der tödliche Säbelstoß des Wachmeisters gerade in den Mund seines Gegners nicht eigentlich, wenn auch im Verweisungsspiel latent bleibend, seinem Vorgesetzten gilt, der zuletzt in bedeutungsvoller Reduktion eben als Gesicht gegenwärtig war« (Steinlein: Hofmannsthals »Reitergeschichte« [wie Anm. 25], S. 221). Auch Le Rider stellt heraus, daß – ab diesem Zeitpunkt der Erzählung und vor allem am Schluß – Ritt- und Wachmeister trotz ihrer sozialen Unterscheidung in Rang und Herkunft hier »proches l'un de l'autre« sind, »rapprochés par une haine tenace« (Le Rider: La »Reitergeschichte« [wie Anm. 34], S. 239). Vgl. außerdem Richard Exner: Ordnung und Chaos in Hugo von Hofmannsthals »Reitergeschichte«. Strukturelle und semiotische Möglichkeiten der Interpretation. In: Im Dialog mit der Moderne. Zur deutschsprachigen Literatur von der Gründerzeit

Doch im Kampfgetümmel verlieren die Konkurrenten sich aus den Augen und stehen sich erst in der Schlußszene erneut gegenüber. Inzwischen jedoch – nachdem er den feindlichen Offizier zur Strecke gebracht hat – ist der Wachtmeister abermals gewandelt. Mit dem Ende der Schlacht ist auch die Brutalität von ihm abgefallen, und zwar genau in jenem Moment, in dem Töten und Erwerben ineinanderfallen: »Der Wachtmeister riß den Säbel zurück und erhaschte an der gleichen Stelle, wo die Finger des Herunterstürzenden ihn losgelassen hatten, den Stangenzügel des Eisenschimmels, der leicht und zierlich wie ein Reh die Füße über seinen sterbenden Herrn hin hob« (S. 46). Mit ungeheurer Präzision fangen sowohl die Erzählung als auch ihr Protagonist jenen Augenblick ein, in welchem der Umschlag von Totschlag zu Besitz sich vollzieht, wo Militär und Ökonomie ineinandergreifen, wo eines schlicht die Fortsetzung des anderen »an der gleichen Stelle« ist. Kein Wimpernschlag vergeht, bis der militärische Wert eines elendig krepierenden Soldaten – noch nicht einmal völlig vom Pferd gesunken – transformiert ist in den ökonomischen Wert eines durch seinen Tod vakant werdenden »schönen Beutepferd[es]« (ebd.). In jener Sekunde ist aus dem grausamen Schlächter Lerch wieder jener Ökonom geworden, der das Kriegshandwerk als kaufmännisches Geschäft betreibt, um seine schwärenden »Wünsche und Begierden« zu stillen und sich »ein ganz außerordentliches Prämium zu verdienen« (S. 43). In dieser Passage offenbart sich am deutlichsten in der Erzählung, daß die in der Person des Wachtmeisters veranschaulichte Kookkurrenz von Töten und Streben nach finanzieller »Gratifikation«, von Besiegen und Erbeuten, von Militärischem und Ökonomischem, kein Zufall ist, daß vielmehr beides Hand in Hand geht und ein gemeinsames Ziel – Tod eines Gegners – mit lediglich unterschiedlichen Zwecken verfolgt – hier Erwerb von Besitz, dort Sieg im Kampf.⁴⁰

bis zur Gegenwart. Jacob Steiner zum sechzigsten Geburtstag. Hg. von Roland Jost und Hans-georg Schmidt-Bergmann. Frankfurt a. M. 1986, S. 46–59, hier S. 51f. und 54.

⁴⁰ Auch Heinrich Bosse sieht in der Beute, im »Beutemachen« Lerchs Hauptmotivation (vgl. Heinrich Bosse: Nachwort. In: Hugo von Hofmannsthal. Reitergeschichte und andere Erzählungen. Stuttgart 2000, S. 61–80, hier S. 72). Er vergleicht Lerch außerdem mit einem »Landsknecht, der in erster Linie kämpft, um Beute zu machen« (S. 74), d. h. einem Söldner, der *per definitionem* militärische Tätigkeit mit ökonomischem Gewinn – als Erwerbslohn – verbindet.

Indem er das Beutepferd in seinen Besitz nimmt, erfüllt sich Lerchs sehnlicher Wunsch, wird sein »Durst nach unerwartetem Erwerb« (S. 42) gestillt. Stolz führt er die Beute an seiner Seite – auch als er dem Rittmeister gegenübertritt: »Er ritt zum Rittmeister und meldete, immer den Eisenschimmel neben sich, der mit gehobenem Kopf tänzelte und Luft einzog, wie ein junges, eitles Pferd, das es war« (S. 46). Das eitle, selbstbewußte Gehabe des Schimmels drückt die triumphale Einstellung seines Besitzers aus, der gewiß schon wieder gänzlich von dem »Gedanke[n] an das bevorstehende erste Eintreten in das Zimmer mit den Mahagonimöbeln« (S. 43) eingenommen ist. Nichts an Lerch erinnert noch an jenen grausamen Soldaten, der seinem Vorgesetzten den ärgsten Ausdruck wilder Kampfeswut streitig machte, sein Gebahren ist nunmehr geprägt von Krämerstolz und ökonomischer Prahlerei. Dennoch erscheint er dem Rittmeister, vor dessen Nase Lerch den schönen Schimmel spazieren führt, durch diese Provokation als Rivale: Die Schlacht ist zwar entschieden, doch der Wachtmeister hat den persönlichen Kampf um Macht und Ruhm vom militärischen auf das ökonomische Feld verlagert – wohin ihm sein Vorgesetzter freilich nicht ohne weiteres zu folgen bereit ist. Des Rittmeisters Gedanken gelten noch nicht Sieg und eitlem Besitz, sondern streben nach der Wahrung seiner militärischen Machtstellung: »Der Rittmeister hörte die Meldung nur zerstreut an« (S. 46). Ingeheim sondiert er die Lage, beobachtet die Truppe; die Erzählung folgt dieser Perspektive:⁴¹

Während dieser Zeit verhielt sich die in zwei Gliedern formierte Eskadron nicht eigentlich unruhig, es herrschte aber doch eine nicht ganz gewöhnliche

⁴¹ Wenn die hier vorgestellte Interpretation in diesem Abschnitt die Figur des Rittmeisters mehr in den Blick nimmt als den Wachtmeister, so vollzieht sie die narrative Umgewichtung nach, die die Erzählung mit der Fokusverlagerung auf Ersteren vorgibt: Ab dem Satz »Der Rittmeister hörte die Meldung nur zerstreut an« (S. 46) folgt die Erzählung der Sicht des Rittmeisters, gibt diese dann zu Gunsten jener des Wachtmeisters kurz vor dem fatalen Schuß wieder auf und wechselt nach dessen Tod wieder zur Perspektive des Rittmeisters und der Schwadron. Dieses perspektivische Oszillieren zwischen den Duellanten übersieht Martin Stern völlig, indem er behauptet, der Leser kenne Lerchs »Schicksal nur aus einer einzigen, seiner eigenen Perspektive« (Stern: Die verschwiegene Hälfte [wie Anm. 25], S. 110). Nur in der Verkenntung dieses Fokalisierungsumschwungs kann Stern überhaupt von einer »Einseitigkeit der Perspektive« (ebd.) und von der im Titel seines Aufsatzes genannten »verschwiegenen Hälfte« sprechen. Auch die Konzentration auf die Figur des Wachtmeisters erfolgt erst, wie Steinlein darlegt, nach einer Exposition, in der die Perspektive von der Schwadron als Ganzer ausgeht (Steinlein: Hofmannsthals »Reitergeschichte« [wie Anm. 25], S. 210–213); es sind also mindestens drei verschiedene Perspektiven und nicht nur eine einzige in der Erzählung zu veranschlagen.

Stimmung, durch die Erregung von vier an einem Tage glücklich bestandenen Gefechten erklärlich, die sich im leichten Ausbrechen halbunterdrückten Lachens, sowie in halblauten untereinander gewechselten Zurufen äußerte. (S. 47)

Die Offiziersqualitäten des Rittmeisters kommen darin zum Ausdruck, daß er die Stimmung in der Truppe genau zu deuten im Stande ist. Bereits vor Mailand stellte er diese truppenpsychologische Fähigkeit unter Beweis, indem er das Verlangen der Soldaten erkannte und »sich selbst und der Schwadron nicht versagen [konnte], in diese große und schöne, wehrlos daliegende Stadt einzureiten« (S. 40).⁴² Hier nun spürt er erneut die latenten Neigungen seiner Männer, die das Schlachtenglück übermütig gemacht hat und die danach lechzen, »nun im offenen Schwarm auf einen neuen Gegner loszugehen, einzuhausen und neue Beutepferde zu packen« (wie die folgenden Zitate S. 47). Vor allem in diesem letzten Wunsch erkennt der Rittmeister den Grund für die subversive, undisziplinierte Haltung der Truppe.⁴³ Dieses »Ausbrechen halbunterdrückten Lachens« und die »halblauten untereinander gewechselten Zurufe« wird der Offizier nicht dulden können, wenn er die Befehlsgewalt und Kontrolle über seine Untergebenen behalten will. Deshalb trachtet er danach, die Ursachen für die gefährliche Stimmungslage zu beheben, und

⁴² Im Anschluß an mehrere ältere Deutungen behauptet Turner, dem Ritt durch Mailand fehle der militärische Zweck, ja er laufe den militärischen Zielen der Mission sogar zuwider und sei unter anderem durch das nachgerade amilitärische Begehren des Rittmeisters begründet (vgl. Turner: Was ist Subordination? [wie Anm. 30], S. 128). Tatsächlich hat der Durchritt keine strategische Bedeutung. Er belegt jedoch das unbestreitbare und auch von Turner erkannte (ebd., S. 130) psychologische Gespür des Rittmeisters für Moral und Willen seiner Truppe. Der Ritt durch Mailand ist eine nicht von ungefähr vom Erzähler erotisch konnotierte Belohnung des Kommandeurs für die Treue und den Kampfgeist seiner Männer. Der Paraderitt beweist, daß sich der Rittmeister bewußt ist, daß der Gehorsam seiner Untergebenen nicht ohne jegliche Gegenleistung zu haben ist; dennoch bleibt er vor allem ein Mittel des Rittmeisters, die eigene Macht dadurch zu sichern, daß er dem Verlangen der Truppe entgegenkommt und nachgibt. Wenn er persönlich dieses Verlangen ebenfalls verspürt (»konnte der Rittmeister *sich selbst* und der Schwadron nicht versagen«, S. 40, Hervorh. d. Verf.), dann qualifiziert ihn dies nur umso besser als militärischen Befehlshaber. Entgegen Turners Ansicht erfüllt der Ritt durch Mailand also durchaus einen bedeutenden Zweck in der Sicherung der hierarchischen Ordnung und hat daher fundamentale militärische Relevanz.

⁴³ Was hier aus der Perspektive des Rittmeisters droht, ist der völlige Ausbruch der Truppe aus der Disziplin und ihr Rückfall in die Verhaltensmuster mancher vorrationaler Heeresstrukturen: »Denn deren Geflogenheit, sich nach der im Rausch der Karriere durchgeführten Attacke disziplinlos aufzulösen, entweder zur Plünderung des feindlichen Lagers oder zu einer verfrühten individuellen Verfolgung Einzelner, um Gefangene (wegen des Lösegelds) zu machen, verscherzte alle Erfolge ganz ebenso wieder, wie dies in typischer Art im Altertum und Mittelalter [...] so oft der Fall war.« (Weber: Wirtschaft und Gesellschaft [wie Anm. 12], S. 684.)

stellt schnell fest: »Auch standen die Pferde nicht ruhig, besonders diejenigen, zwischen denen fremde erbeutete Pferde eingeschoben waren«. Folglich lautet der lakonische, präzise Befehl: »Handpferde auslassen!« Damit trifft der Rittmeister exakt den neuralgischen Punkt der Truppe, die Wirkung ist unmittelbar: »Die Schwadron stand totenstill«. Der Rittmeister erweist sich als kluger Offizier, indem er erkennt, daß die Interessen von Militär und Ökonomie doch nicht völlig deckungsgleich sind, daß ihre Konvergenz Grenzen hat und daß er die fortschreitende ökonomische Unterhöhlung der militärischen Ordnung unterbinden muß, um den endgültigen, persönlichen Sieg auf seinem angestammten Terrain zu sichern.

Stärkster Vertreter der Unterminierungstendenzen ist der Wachtmeister, der von Beginn an durch Ungehorsam und illegitime Eigenmächtigkeit die militärische Ordnung um seiner ökonomischen Interessen willen unterlaufen hat. Lerch ist in dieser Hinsicht Symbol der Insubordination, der Pflichtverletzung und mithin ärgster Störenfried im Umkreis des Rittmeisters. Für diese Anmaßung, diese Herausforderung verlangt es den Rittmeister nach Satisfaktion. Unnachgiebig verfolgt er dieses Ziel, und da seine Untergebenen, unter ihnen Lerch, bei der Ausführung der Order zögern, verleiht er seinem Befehl Nachdruck: Er »zog eine seiner Pistolen« und »wiederholte [...] mit etwas lauterer Stimme sein Kommando und zählte gleich nachher »eins« und »zwei««. Doch er muß vorsichtig sein: Gegenwärtig hat er den Willen und das ökonomische Streben seiner Schwadron gegen sich, die die wertvollen Beutepferde nur widerstrebend ziehen lassen wird. Deshalb darf er sich vor seinen Untergebenen nicht anmerken lassen, daß er auf Kosten ihres ökonomischen Vorteils eine Fehde mit einem aufmüpfigen, unbotmäßigen Unteroffizier austrägt. Entsprechend gleichmütig und lässig gibt er sich, als er mit scheinbarer Beiläufigkeit noch »ein wenig Staub von dem blinkenden Lauf wegwischte«.⁴⁴ Gleich darauf jedoch faßt er das eigentliche strategische Ziel seines Manövers ins Auge: »Nachdem er das »zwei« gezählt hatte, heftete er seinen verschleierte Blick auf den Wachtmeister«. Zuvor hatte er sich absichtlich so postiert, daß dieser direkt »vor ihm im Sattel saß«. Der Wachtmeister wiederum versteht von dem Vorgang, der

⁴⁴ Die Detailtreue der Erzählung entlarvt den Illusionscharakter der Handlung des Rittmeisters: Der militärisch polierte Lauf der Pistole »blinkt« bereits, das Staubwischen ist nur ein möglichst abgeklärtes Ablenkungsmanöver, eine Beschwichtigungsgeste.

ihn so unmittelbar betrifft, nicht das Geringste. Perplex sieht er seinem Offizier »starr ins Gesicht«. Mit dieser Begegnung der Blicke schwingt die narrative Perspektivierung wieder um auf den Wachtmeister. Doch statt endlich dem Befehl zu folgen und seinen Gehorsam durch ein Neigen des Gesichts auszudrücken, provoziert Lerch weiter durch seinen »starr aushaltende[n] Blick«. Zwar scheint darin »dann und wann etwas Gedrücktes, Hündisches« auf, eine »gewisse Art devoten, aus vieljährigem Dienstverhältnisse hervorgegangenen Zutrauens«; das militärisch-hierarchische Wesen des Wachtmeisters kommt also doch noch zum Vorschein – allerdings nur äußerst flüchtig: Insgesamt ist Lerchs »Bewußtsein von der ungeheuren Gespanntheit dieses Augenblicks fast gar nicht erfüllt«; Lerch begreift überhaupt nicht, daß es um sein Leben geht, die Bedrohung der schußbereiten Pistole dringt nicht in seinen abermals von ökonomisch-zivilen Visionen umnebelten, »von vielfältigen Bildern einer fremdartigen Behaglichkeit ganz überschwemmt[en]« Geist vor. Die ungehemmt schwärenden Wünsche und Begierden lähmen nicht nur die militärischen Instinkte, sondern entwickeln auch Abwehrmechanismen und wecken in Lerch einen »bestialische[n] Zorn gegen den Menschen da vor ihm [...], der ihm das Pferd wegnehmen wollte«. Es ist dies der Moment, an dem am deutlichsten offenbar wird, daß Lerch die militärische, »rationale Disziplin« – wie Weber sie nennt –, jene »eingeschulte, präzise, alle eigene Kritik bedingungslos zurückstellende, Ausführung des empfangenen Befehls, und die unablässige innere Eingestelltheit ausschließlich auf diesen Zweck«, ⁴⁵ die auch jedes persönliche Motiv verdrängt, grundsätzlich nicht mehr akzeptiert und sich der soldatischen Herrschaftsordnung prinzipiell verweigert. Zugleich zeigt sich erbarmungslos Lerchs ökonomische Verderbtheit: Wenn er dem Rittmeister widersteht, dann im Kampf nicht um sein Leben, sondern um sein Beutepferd. Das ökonomische Verlangen dominiert derart, daß es seine Selbsterhaltung gegen die körperliche Subsistenz Lerchs durchsetzen kann: ⁴⁶ Lerch gerät endgültig zu jenem unseligen Krämer, dessen Kosten-Nutzen-Bilanz in pervertierter Zweckrationalität Preisgabe des

⁴⁵ Weber: *Wirtschaft und Gesellschaft* (wie Anm. 12), S. 681.

⁴⁶ Die Pathologisierung des ökonomischen Verlangens als der »Splitter im Fleisch, um den herum alles von Wünschen und Begierden schwärte« (S. 43) wird hier noch angereichert um den Aspekt des Parasitären: Lerchs Erwerbs- und Besitzlust riskiert – und erfährt später tatsächlich – den Tod eines maßlosen Parasiten, dessen Unersättlichkeit den Wirt derart zugrunderichtet, daß er selbst mit ihm untergeht.

Lebens gegen Wahrung des Besitzes verrechnet. Nur in Gestalt dieses pathologischen Ökonomen kann Lerch seinen »entsetzliche[n] Zorn über das Gesicht, die Stimme, die Haltung und das ganze Dasein dieses Menschen [i.e. des Rittmeisters]« (S. 47f.) entwickeln.⁴⁷ Denn dieses »ganze Dasein«, die militärische Existenz, war auch sein eigenes Leben und erst vor kurzem ist es ihm abhanden gekommen, hat er es um der schmeichelhaften Verlockungen der behaglich-zivilen Lebensweise willen abgelegt. Ohne diese militärische Identität jedoch ist Lerch in der durch Krieg geprägten Welt der »Reitergeschichte« nicht zu retten.

Über die Gefühle des Rittmeisters in dem Moment, da er die Pistole auf die »Stirn« des Wachtmeisters abfeuert, weiß die Erzählung vorgeblich nichts Eindeutiges zu sagen:

Ob aber in dem Rittmeister etwas Ähnliches vorging [wie im Wachtmeister], oder ob sich ihm in diesem Augenblicke stummer Insubordination die ganze lautlos um sich greifende Gefährlichkeit kritischer Situationen zusammenzuschien, bleibt im Zweifel [...].⁴⁸

⁴⁷ Unter Übersetzung der hier angeführten textinternen Hinweise auf Lerchs ökonomisches Verlangen führt Rolf Tarot für dessen Insubordination und den Zorn auf den Rittmeister eine ontologische Erklärung an. Durch die Begegnung mit seinem Doppelgänger sei Lerch in den Zustand des »mythischen Bewußtseins« versetzt: »Dieser Zorn aus dem Innersten ist Zeichen seines mythischen Bewußtseins.« (Rolf Tarot: Hugo von Hofmannsthal. Daseinsformen und dichterische Struktur. Tübingen 1970, S. 351) Ohne diesen spekulativen Bewußtseinszustand genau zu charakterisieren, erklärt Tarot ihn zur Ursache für Lerchs Verhalten. Seine Insubordination erwachse »aus der Unmöglichkeit, im Zustand des mythischen Bewußtseins der Ordnung dieser Welt zu genügen« (ebd., S. 352). Nicht nur verschiebt diese Deutung den dinglich-konkreten Interessenkonflikt zwischen Ökonomie und Militär ins Mythisch-Ontologische, sie beruht zudem in Gänze auf einem sehr zweifelhaften Lektüredetail: Tarot interpretiert die Brücke, auf der Lerch seinem Doppelgänger begegnet, als Spiegelfläche, deren Durchquerung die Bewußtseinsänderung verursacht: »Der Wachtmeister reitet weiter, über die Brücke hinweg [...]. Mit dem Durchbrechen der Spiegelfläche ist zugleich der Doppelgänger verschwunden; Lerch befindet sich nicht mehr diesseits, sondern jenseits der Spiegelfläche. Sein Zustand ist nun der des mythischen Bewußtseins« (ebd., S. 348). Die Auslegung aber, daß Lerch tatsächlich »die Brücke überquert« (ebd.), wird vom Text der »Reitergeschichte« nicht gestützt: Wörtlich ist nur vom Betreten der Brücke die Rede (vgl. S. 45), bevor Lerch »wie sinnlos sein Pferd zurückriß« (S. 45), d. h. pariert, was die Überquerung der Brücke unwahrscheinlich macht. Vgl. im Sinne der hier vertretenen Ansicht Mayer: Hofmannsthal »Reitergeschichte« (wie Anm. 22), S. 14.

⁴⁸ Stern hebt besonders den vermeintlich aporetischen Charakter dieses Satzes hervor und sieht darin ein Komplement der von ihm behaupteten monoperspektivischen Darstellung (vgl. Anm. 41): »Warum muß so Entscheidendes wie die genauere Motivation der brutalen Hinrichtung im Zweifel bleiben? Weil es der Erzähler verfügt, weil er nichts anderes wollte, weil er offensichtlich – nur eine der mindestens zwei entscheidenden Perspektiven des ganzen Geschehens zur Darstellung bringt, jene des Helden und Opfers der Handlung, nicht zugleich jene der Gegenseite oder des Kollektivs, und nicht die neutrale oder gar allwissende eines übergeordneten Erzählers« (Stern: Die verschwiegene Hälfte [wie Anm. 25], S. 112). Abermals verkennt Stern hier, daß die Perspektive des Rittmeisters, auch im Verhältnis zum

Seine Mimik jedoch verrät den Rittmeister: Die »Oberlippe verächtlich hinaufziehend« kann sich dieser nicht erwehren, jenen Ausdruck anzunehmen, der ihn in der Schlacht gekennzeichnet hatte und mit dessen Kopie ihn der Wachtmeister ursprünglich herausforderte. Für den Rittmeister ist der Schuß auf den Wachtmeister ein fortgesetztes Gefecht, ein physiognomisch codiertes Duell um die Machtstellung, den Führungsanspruch in der militärischen Ordnung.⁴⁹ Dabei stehen Recht und Moral – so legt es die Erzählung mit ihrer Verurteilung des Verhaltens des Wachtmeisters als »stummer Insubordination« (S. 48) nahe – auf Seiten des Rittmeisters.⁵⁰

Kollektiv seiner Truppe, durchaus zur Geltung kommt. Indem Stern außerdem die folgende physiognomische Entlarvung des Rittmeisters übergeht, unterschlägt er die Auflösung der Aporie des fraglichen Satzes.

⁴⁹ Die hier vorgeschlagene Deutung steht in scharfem Gegensatz zu der Turners. Zwar geht es Turner in Übereinstimmung mit dem Fokus der vorliegenden Arbeit um jene »Macht des Instinktes, jene [...] Begehrlichkeit, die die militärische Disziplin bedroht« (Turner: Was ist Subordination? [wie Anm. 30], S. 131), doch erkennt Turner darin lediglich eine »zivile Einstellung« (ebd., S. 127) und nicht das hier betonte, durchweg ökonomische Verlangen. Turner behauptet außerdem, daß der faktische Ungehorsam »erst am Schluß in den Vordergrund tritt« und bis dorthin nur als virtuelle »Gefahr der Insubordination« besteht (ebd.). Daher sieht Turner Ritt- und Wachtmeister nicht durch das sie motivierende, determinierende Ordnungssystem strikt und nahezu von Beginn an voneinander getrennt, sondern postuliert die Ähnlichkeit ihres Begehrens. Mit einem weit hergeholtten Verweis auf Hofmannsthal's »Andreas«-Fragment und Thomas Manns »Buddenbrooks« führt Turner folglich aus, daß der Wachtmeister sterben muß, weil er jenes Verlangen auslebt, welches der Rittmeister unterdrückt: »ein[en] Aspekt seines Selbst, den er in der Öffentlichkeit leugnen muß. So erschießt er mit einer Dienstpistole stellvertretend einen Teil seines Selbst [...]« (ebd., S. 135). Diese Deutung bleibt jedoch spekulativ und wenig überzeugend, weil die Erzählung die These, der Rittmeisters verspüre ein ähnliches Verlangen wie der Wachtmeister, nirgends stützt. Stattdessen markiert sie deutlich die Diskrepanz zwischen dem ökonomischen Verlangen nach Besitz bei Lerch und dem militärischen nach Macht und Befehlsgewalt beim Rittmeister.

⁵⁰ Die Frage nach der Rechtmäßigkeit bzw. militärischen Billigkeit der finalen Exekution wird in der Forschung kontrovers diskutiert: Durr, der die Konfrontation zwischen Wacht- und Rittmeister als politischen Konflikt zwischen sozialen Schichten deutet, verurteilt die »brutale Erschießung« als »die maßlose Reaktion einer geschwächten und verstörten Oberschicht« (Durr: Der Tod des Wachtmeisters [wie Anm. 1], S. 44). Le Rider belegt allerdings, daß die standrechtliche Erschießung im Rahmen der strengen österreichischen Disziplinarstrafordnung lag (»in besonders gefährlichen Fällen von Ungehorsam, Feigheit und Plünderung«, zitiert nach Le Rider: La »Reitergeschichte« [wie Anm. 34], S. 241, vgl. ebd.; ähnlich schon Alewyn: Zwei Novellen [wie Anm. 1], S. 84f.) und widerlegt damit die Ansicht derer, die das Ende der Erzählung für unwahrscheinlich und historisch unzutreffend erachten. Zu demselben Ergebnis kommt Carl V. Hansen auf Grund einer ausführlichen und erhellenden militärhistorischen Bewertung der in der Reitergeschichte beschriebenen Vorgänge: »Thus the shooting of Lerch by Captain Rofrano can be understood at first level as the result of military exigency, as the act of a capable and resolute commander who accepts the necessity of executing his senior NCO [i. e. non-commissioned officer: Unteroffizier] in order to reestablish the military integrity of his unit so that it can complete its mission« (Carl V. Hansen: The

Auch die Wirkung auf die Truppe bestätigt die Tat des Rittmeisters. Niemand wagt, gegen die harte Strafe auf Lerchs Ungehorsam zu protestieren, die in Wirklichkeit nichts anderes ist als ein blutiges Opfer des Rittmeisters zur Erhaltung der eigenen Macht.⁵¹ Unverzüglich wird der Befehl des Rittmeisters nun ausgeführt: Der tote Wachtmeister

hatte aber noch nicht hingeschlagen, als auch schon sämtliche Chargen und Gemeinen sich ihrer Beutepferde mit einem Zügelriß oder einem Fußtritt entledigt hatten und der Rittmeister, seine Pistole ruhig versorgend, die von einem blitzähnlichen Schlag noch nachzuckende Schwadron dem in undeutlicher dämmernder Entfernung anscheinend sich rallierenden Feinde aufs neue entgegenführen konnte. (S. 48)

Wie am Ende der Schlacht sinkt hier abermals ein toter Soldat vom Pferd, doch diesmal ist sein Tod nicht Anlaß für den Systemwechsel hin zur Herrschaft der Ökonomie, sondern dient der Restauration der Reviermacht von militärischer Ordnung und hierarchischer Disziplin: Im Moment des Todes wird hier der Zügel des Beutepferdes nicht ergriffen, sondern fahren gelassen, wird nicht der wirtschaftliche Gewinn, sondern die nächste feindliche Truppe ins Auge gefaßt.

Death of First Sergeant Anton Lerch in Hofmannsthal's »Reitergeschichte«: A Military Analysis. In: MAL 13 [1980], Heft 2, S. 17–26, hier S. 24).

⁵¹ Zwar ist die Herrschaft des Rittmeisters Rofrano über seine Truppe in einem modernen Heer wie dem habsburgischen legal kraft Satzung legitimiert, d. h.: »Gehorcht wird nicht der Person, kraft deren Eigenrecht, sondern der gesatzten Regel, die dafür maßgebend ist, wem und inwieweit zu gehorchen ist« (Max Weber: Die drei reinen Typen der legitimen Herrschaft. Eine soziologische Studie. In: Schriften 1894–1922. Ausgew. u. hg. von Dirk Kaesler. Stuttgart 2002, S. 717–733, hier S. 717). Doch ist ein Offizier, der seine Untergebenen allein qua hierarchischem Vorrang und nicht auch als »Führer rein persönlich um seiner persönlichen, unwerktäglichen Qualitäten willen« (ebd., S. 725), d. h. »charismatisch« (vgl. ebd.) befehligt, ständig dem Risiko der Auflehnung und Meuterei ausgesetzt, sobald die rationalen, rein legalen Gründe für Disziplin versagen – wie es hier infolge des Gefechtserfolgs und der Beutepferde der Fall zu sein droht. Denn die »charismatische Autorität ruht auf dem »Glauben« an den Propheten, der »Anerkennung«, die der charismatische Kriegsheld [...] findet und fällt mit ihm dahin. Gleichwohl leitet sich ihre Autorität nicht etwa *aus* dieser Anerkennung durch die Beherrschten ab. Sondern umgekehrt: Glaube und Anerkennung gelten als *Pflicht*, deren Erfüllung der charismatisch Legitimierte für sich fordert, deren Verletzung er ahndet« (ebd., S. 727). Der Rittmeister »diszipliniert« Lerch also nicht nur, um den »gesatzten Regeln« des Militärs zu genügen, sondern auch, um einen Rivalen zu beseitigen und die alleinige »charismatische« Herrschaft über seine Truppe wiederherzustellen, die zugleich eine Grundlage der Anerkennung seiner legalen Herrschaft darstellt.

Aus dem Ringkampf zwischen Ökonomie und Zivilstand einerseits, Militär und Soldatentum andererseits, von dem Hofmannsthals »Reitergeschichte« erzählt, geht ein deutlicher Sieger hervor. Lerchs Tod ist aus ökonomischer Sicht »unnütz« – wie Alewyn in seiner Eingangsfrage behauptet hatte –,⁵² während er aus militärischer Perspektive und für die persönliche Stellung des Rittmeisters ein brutales, doch äußerst effizientes Mittel zum Machterhalt darstellt. Der Verlauf der Geschichte läßt dabei keinen Zweifel daran, daß nicht nur der eine »Augenblick stummer Insubordination« (S. 48), von dem der Schluss explizit spricht, das Schicksal des vom Soldaten zum Krämer gewandelten Lerch besiegelt hat.⁵³ Vielmehr ist der Wachtmeister insgeheim von Beginn an am militärischen Regelsystem vorbei seiner Begierde nach Erwerb und Besitz nachgegangen. Lerch war schon seit geraumer Zeit kein Soldat mehr und hätte auch ohne die fatale Konfrontation mit dem Rittmeister in der Armee keine Zukunft gehabt. Insofern fällt das Urteil eindeutig aus, das Hofmannsthals »Reitergeschichte« über das Verhältnis von Militär und Ökonomie spricht, über die allzeit bestehende theoretische wie praktische Tendenz, beide Sphären zu verknüpfen und für die jeweils andere zu instrumentalisieren.

Obwohl die militärische Ordnung in Person des Rittmeisters obsiegt, wäre die »Reitergeschichte« gleichwohl mißverstanden, würde sie als militaristisch aufgefaßt. Zwar werden darin Hierarchie und Disziplin als notwendige Prinzipien des Militärs in Zeiten des Krieges gegen subversive, ordnungsstörende Tendenzen verteidigt, doch das Soldatentum wird nirgends glorifiziert, sondern in seiner unvermeidlichen Grausamkeit dargestellt. Auch die Abhängigkeit der militärischen Strukturen von einzelnen »charismatischen«⁵⁴ Offizierspersönlichkeiten, die das Ausleben individueller Neigungen und das Entstehen fataler Rivalitäten fördert, wird deutlich herausgestellt. Besonders betont wird die Anfälligkeit des

⁵² Alewyn: Zwei Novellen (wie Anm. 1), S. 79.

⁵³ Le Rider deutet die Reitergeschichte nachgerade als Protokoll einer individuellen Insubordinationsgeschichte: »Le déroulement du récit peut se lire comme le procès-verbal d'une indiscipline croissante de Lerch (que son grade de maréchal des logis rend responsable de tout un groupe de soldats) [...]« (Le Rider: La »Reitergeschichte« [wie Anm. 34], S. 242).

⁵⁴ Vgl. Weber: Wirtschaft und Gesellschaft (wie Anm. 12), S. 682f., sowie Weber: Die drei reinen Typen (wie Anm. 51), S. 725–733.

Militärs für ökonomische Begehrlichkeiten, die bis zu einem gewissen Grad mit diesem vereinbar und durch die Verquickung von militärischer Eroberung und ökonomischer Besitzergreifung sogar in diesem angelegt erscheinen. So werden Eroberungsdrang, Brutalität, Machtstreben und persönlicher Bereicherungswille als militäraffine – und zugleich ordnungsgefährdende – Triebe verurteilt.

Indem die Erzählung über die sachliche Schilderung von Lerchs Einzelschicksal kaum hinausgeht,⁵⁵ fällt dessen Bewertung ambivalent aus: Es ist fraglich, ob am Beispiel Lerchs vorgeführt werden soll, inwiefern individuelle obsessive Begierden im militärischen System – notfalls auf endgültige Weise – diszipliniert werden oder ob außerdem zumindest angedeutet werden soll, daß das Militär durch seine unbedingte Befehlsstruktur Fälle wie Lerchs begünstigt oder gar hervorbringt. Für letztere Deutung haben einige Interpreten Textstellen aus Hofmannsthals Briefen während seiner Militärzeit angeführt, in denen er insbesondere die Wirkung langjähriger erzwungener Subordination beklagt und Militärdienst als »fortwährende moralische Gefangenschaft«⁵⁶ bezeichnet hat.⁵⁷

Die meisten Interpreten verbergen nicht das Unbehagen und die »Beunruhigung«,⁵⁸ die der fatale Schluß der Reitergeschichte in ihnen hervorruft. Einzig Hansen hält den Rittmeister in seiner Tat für sowohl militärrechtlich als auch psychologisch und moralisch gerechtfertigt.⁵⁹ Andere wiederum erkennen zwar die Legalität der Exekution an, monieren jedoch zugleich den Verhältnismäßigkeitsmangel zwischen Delikt und Strafe: »[D]as Maß der Strafe steht in keinem vernünftigen Verhältnis zu dem Ausmaß des Vergehens«. ⁶⁰ Es bleibt gleichwohl zweifelhaft,

⁵⁵ Alewyn: Zwei Novellen (wie Anm. 1), S. 86.

⁵⁶ Brief an Leopold von Andrian vom 20. Mai 1896, BW Andrian, S. 68.

⁵⁷ Vgl. z.B. Alewyn: Zwei Novellen (wie Anm. 1), S. 82f.; Mauser: Hofmannsthal (wie Anm. 1), S. 115f.; Exner: Ordnung und Chaos (wie Anm. 39), S. 54. Eine Reihe weiterer Briefe spricht jedoch, wie Fewster herausgearbeitet hat, eine sehr andere Sprache, indem dort die Vorteile des soldatischen Lebens und Hofmannsthals persönliches Behagen am Militär zum Ausdruck kommen (vgl. Fewster: Hofmannsthal and the Cavalry [wie Anm. 19], S. 115–127). Eine direkte Korrelation von Hofmannsthals ambivalentem Verhältnis zum Militär und Lerchs Schicksal ist daher problematisch.

⁵⁸ Alewyn: Zwei Novellen (wie Anm. 1), S. 86.

⁵⁹ Hansen: The Death (wie Anm. 50), S. 17 und 24.

⁶⁰ Alewyn: Zwei Novellen (wie Anm. 1), S. 85; ähnlich sieht dies auch Wunberg: »Aber es bleibt doch außergewöhnlich, daß ein so relativ kleines Vergehen wie das nicht Herausgebenwollen [sic] eines Pferdes [...] schon genügt, um ihn zu liquidieren. Der plötzliche Schuß des Rittmeisters kommt bei aller militärisch-disziplinaren Wahrscheinlichkeit doch sehr unerwartet« (Wunberg: Der frühe Hofmannsthal [wie Anm. 1], S. 60).

ob der Rittmeister bei einer milderer Bestrafung eine ebenso prompte und umfassende Wiederherstellung der militärischen Ordnung bewirkt hätte. Auch hat Lerch als Opfer der harten Vergeltung nicht unser Mitleid, welches er sich durch seine eigenen Verfehlungen verwirkt hat: »Der Leser der ›Reitergeschichte‹ empfindet ebenso wenig Genugtuung über die politische Handlung Baron Rofranos wie Sympathie für das Los Lerchs.«⁶¹ Darin mag – neben der verworfenen Vermengung von Militärischem und Ökonomischem – die tiefste Kritik von Hofmannsthal's Erzählung liegen: Im Krieg und im Rahmen selbst einer von ökonomisch-subversiven Tendenzen befreiten militärischen Ordnung kann es vorkommen, daß eine legale Strafe aus den richtigen Gründen und mit der erwünschten Wirkung den Schuldigen trifft – und sie dennoch nicht unsere Zustimmung finden kann.

⁶¹ Durr: Der Tod des Wachtmeisters (wie Anm. 1), S. 44.